

Eberhard von Hagen

Der Wildbann Dreieich, die Turmburg im Hagen, der Gang nach Canossa

Ein Kurz-Geschichte nach einem Konzept und Prompts von Wilhelm Ott

Ausformuliert von K.I. Claude

I. Die stille Baustelle (1061)

Der Wind trug den Geruch von nassem Herbstlaub und kaltem Stein über die Lichtung, als der junge König in den Hagen ritt. Elf Jahre war Heinrich alt, aber er saß im Sattel wie ein Mann, der es gewohnt war, dass man ihm auswich. Sein Gefolge blieb am Waldrand zurück; nur zwei Reisige folgten ihm den schmalen Weg hinab zum Hengstbach, wo sich zwischen umgestürzten Gerüststangen und moosbewachsenen Steinhäufen die Umrisse einer Burg abzeichneten, die niemand zu Ende gebaut hatte.

Er war von Langen aus aufgebrochen, wo er einige Tage weilte, um einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Doch es war nicht das Gericht, das ihn eigentlich hierhergezogen hatte. Es war eine Erinnerung, kaum mehr als ein Kindheitsschatten: sein Vater, der von diesem Ort mit leuchtenden Augen gesprochen hatte, von einer Burg, die auch in tausend Jahren noch stehen sollte.

Nun stand sie da, halb geboren und halb vergessen. Gestrüpp wuchs aus den Fundamentgräben. Ein Kran aus rohem Eichenholz war umgestürzt und lag wie ein gefälltter Riese quer über dem Bauplatz.

„Herr König!“ Ein Mann kam über den aufgeweichten Boden auf ihn zu, gefolgt von einem Jungen, der Heinrich an Größe kaum nachstand. „Verzeiht die Unordnung. Wir wussten nicht von Eurem Kommen.“

„Ihr seid Holger von Hagen.“ Es war keine Frage. Heinrich hatte den Namen oft genug gehört, aus dem Mund seines verstorbenen Vaters, aus den Akten der Kanzlei.

„Zu Euren Diensten, wie ich es Eurem Vater war, Gott hab ihn selig.“ Holger verbeugte sich, und in seinem grauen Bart lag etwas, das zwischen Stolz und Kummer schwankte. „Das ist mein Sohn Eberhard.“

Der Junge musterte den König mit unverhohlener Neugier, ohne die gebührende Ehrfurcht, die Erwachsene sonst so mühsam zur Schau trugen. Heinrich, der sein Leben lang von Ministerialen umgeben war, die ihn entweder wie ein Druckmittel oder wie ein Staatsgeheimnis behandelten, fand darin etwas seltsam Erholsames.

„Zeig mir die Baustelle“, sagte er zu Eberhard, nicht zu dessen Vater.

Sie kletterten gemeinsam über die Fundamentmauern, sprangen über Pfützen, maßen ihre Kräfte im Wettlauf zum halbfertigen Wohnturm und wieder zurück. Für einen Nachmittag war der König des Reiches nur ein Junge, der mit einem anderen Jungen im Schlamm stand und über einen umgestürzten Baukran kletterte. Als die Sonne tiefer sank, setzten sie sich erschöpft auf einen Quaderstein, und Holger brachte ihnen Brot und verdünnten Wein.

„Warum ruht der Bau, Holger?“, fragte Heinrich schließlich, und mit der Frage kehrte die Würde des Königsamtes in seine Stimme zurück. Der alte Mann setzte sich zu ihnen auf einen Steinblock, den Blick auf die stummen Fundamente gerichtet. „Das ist eine lange Geschichte, mein Fürst. Sie beginnt in Trebur, im Jahr, als Ihr noch nicht auf der Welt wart.“ „Erzähl.“

Und Holger erzählte.

II. Was Holger in Trebur erlebte

„Euer Vater, Kaiser Heinrich der Dritte, regierte damals ein Reich, wie es seit Menschengedenken kein Kaiser mehr regiert hatte. Frieden mit Ungarn, Frieden mit dem Papst, ein Dom in Speyer, der Stein für Stein in den Himmel wuchs. Nur eines beunruhigte ihn: dass die Herzöge im Reich zu mächtig waren, um Euch, seinem Sohn, die Krone kampflös zu überlassen.“

Ein Jahr zuvor war er zur Jagd in diesen Wald gekommen, in den ihm eigenen Königsforst Dreieich, wie ihn die Alten nannten, benannt nach der dreistämmigen Eiche, die einst hier stand. Er übernachtete in meinem Jagdhof im südlichsten Zipfel des Königsforstes — ich war noch jung, ein einfacher Dienstmann, verantwortlich für einige Hunde und einem großen Waldgebiet. Was der Kaiser sah, missfiel ihm zutiefst. Die Bauern aus den Dörfern schlugen Holz, wo sie wollten. Die Köhler verbrannten ganze Wälder zu Kohle. Und jagen, mein Fürst — jagen tat jeder, der eine Armbrust besaß. Die Höfe von Dieburg im Osten, die Lorsch Klosterleute im Westen — alle griffen sich, was der Wald hergab, als gäbe es keinen Herrn über diesem Land.

Da fasste Euer Vater einen Entschluss. Im Jahr darauf, 1053, lud er die Großen des Reiches zur Reichsversammlung nach Trebur. Ich durfte ihn begleiten, als einfacher Waffenträger unter vielen — und ich sah mit eigenen Augen, was dort geschah.

Es war kein leichter Tag für den Kaiser. Er wollte zweierlei durchsetzen: Euch, den dreijährigen Knaben, zum Mitkönig wählen lassen — und einen neuen Bann über diesen Wald verhängen, den Wildbann Dreieich, in dem allein er, der König, jagen dürfe. Beides stieß auf erbitterten Widerstand. Die Fürsten murrten. Manche fürchteten einen König, der schon im Kindesalter über sie herrschen sollte. Andere sahen ihre alten Rechte am Wald schwinden.

Ich stand hinten im Saal, zwischen Knappen und Boten, und hörte die Stimmen anschwellen wie ein nahendes Gewitter. Doch Euer Vater war zäh. Am Ende gab er den Herren von Dieburg Zugeständnisse, verlegte das Wildbanngericht nach Langen, das nicht einmal königlicher Besitz war,

versprach dem Rat von Frankfurt einen ständigen Sitz im Gericht — und setzte trotz allem durch, was er wollte. Ihr wurdet zum Mitkönig gewählt, mein Herr, ehe Ihr die ersten Worte richtig sprechen konntet. Und der Wildbann wurde verkündet: von Rhein über Nidda und Main bis in den nördlichen Odenwald hinein, ein Land, in dem fortan das kaiserliche Jagdrecht über allem stand.

Bevor er zurück nach Goslar ritt, kam Euer Vater noch einmal in meinen Jagdhof. Er sagte zu mir: Holger, hier im Hagen soll eine Burg stehen, groß und stolz, dass jeder, der sie sieht, weiß, wem dieses Land gehört. Er gab mir ein Dekret, das die Unfreien der umliegenden Dörfer zu Frondiensten verpflichtete, und eine Summe Geldes, mit der ich Handwerker aus der Ferne holen sollte.

So begann der Bau. Ein Jahr später ebneten wir den Grund am Hengstbach, brachen Stein aus den nahen Brüchen. Mulenusporcus, der Werkmeister, war ein kenntnisreicher, genauer Mann — er wollte keine Burg für eine Generation bauen, sondern eine, die tausend Jahre trotzen sollte. Deshalb gruben wir die Fundamente so tief in die Niederung, dass die Leute im Dorf sagten, wir bauten einen Brunnen und keine Burg.

Dann, mein Fürst, starb Euer Vater. Plötzlich, mit noch nicht vierzig Jahren, eine Krankheit, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte. Noch auf dem Sterbebett ließ er Eure Wahl zum König bestätigen — aber wer sollte sich noch um eine Burg im Wald kümmern, wenn ein sechsjähriger Knabe auf dem Thron saß und seine Mutter, die Kaiserin Agnes, das Reich mit den Ministerialen und unzufriedenen Fürsten zu ordnen versuchte? Das Geld für den Bau versiegte. Die Handwerker zogen fort. Und der Wald begann sich zurückzuholen, was wir ihm genommen hatten."

Holger verstummte. Die Dämmerung hatte sich über die Fundamentmauern gelegt, und irgendwo im Unterholz rief ein Käuzchen.

Heinrich stand auf, ging langsam an den moosigen Steinen entlang, strich mit der Hand über einen behauenen Quader, als könnte er darin die Absicht seines Vaters fühlen.

„Diese Burg wird vollendet“, sagte er schließlich, „das schwöre ich. Nicht heute. Aber es wird geschehen.“

Eberhard, der bislang geschwiegen hatte, trat neben ihn. „Dann werde ich mit Euch daran bauen, Herr König.“

Es war ein Kinderversprechen, gegeben im Halbdunkel eines verlassenen Bauplatzes. Keiner der beiden Jungen ahnte, wie lange es halten sollte.

III. Kaiserswerth (1062)

Ein Jahr später erreichte auch Holger im Hagen die Nachricht, die durch das ganze Reich lief wie Feuer durch trockenes Gras: Der junge König war in Kaiserswerth von seinen eigenen Fürsten entführt worden, mitten aus dem Gefolge seiner Mutter gerissen, auf ein Schiff gezerrt, das ihn beinahe mit sich in den Rhein gerissen hätte, wäre er nicht selbst hineingesprungen und geschwommen.

Eberhard, mittlerweile zwölf Jahre alt, hörte die Geschichte von einem durchreisenden Händler und konnte tagelang an nichts anderes denken. Der Junge, mit dem er im Schlamm um die Wette gerannt war, gehörte plötzlich nicht mehr sich selbst — er war zum Spielball der mächtigsten Männer des Reiches geworden. Erzbischof Anno von Köln übernahm fortan seine Erziehung und Vormundschaft, und von Freundschaft, von einem Versprechen an einer verlassenen Baustelle, war in den Hallen der Macht nicht mehr die Rede.

„Wird er uns vergessen?“, fragte Eberhard seinen Vater eines Abends.

Holger blickte lange in das Herdfeuer, ehe er antwortete. „Könige vergessen selten das, was ihnen als Kind Trost gab. Sie erinnern sich nur manchmal spät.“

IV. Der mündige König (1065)

Mit fünfzehn Jahren wurde Heinrich für mündig erklärt. Über Nacht, so schien es den Menschen im Reich, war aus dem umhergereichten Königsknaben ein Herrscher geworden, der niemandem mehr Rechenschaft schuldete außer sich selbst und Gott. In Hagen erfuhr man davon spät und aus zweiter Hand — die Baustelle lag noch immer still, überwuchert, ein Denkmal aufgeschobener Absichten.

Holger war inzwischen alt geworden. Er ging häufiger mit dem Stock, und wenn er den verwitterten Grundmauern seine Runden drehte, sprach er manchmal leise vor sich hin, als führte er ein Gespräch mit den Steinen selbst.

Eberhard, nun fünfzehn wie der König, hatte das Handwerk seines Vaters gelernt, ohne dass es je einen Sinn zu haben schien. Er kannte jeden Quaderstein, jede Fundamentlinie, jeden Plan, den Mulusporcus einst gezeichnet hatte — als Wächter einer Ruine, die nie eine Burg gewesen war.

V. Die Baustelle erwacht (1066)

Im Frühsommer 1066 kündigte sich der König an, und diesmal kam er nicht allein und nicht heimlich. Sein Gefolge war groß, an seiner Seite ritt Kuno von Arnsburg, der ihn einst als Kind erzogen hatte und dem Heinrich noch immer vertraute, und neben Kuno, auf einem hellen Zelter, seine Tochter Gertrud.

Eberhard sah sie zuerst von Weitem, als die Reiterschar aus dem Wald brach — und für einen Moment vergaß er, dass er seinen König erwartete.

Heinrich stieg ab, noch ehe sein Pferd ganz zum Stehen gekommen war, und ging geradewegs auf Eberhard zu, als wären keine fünf Jahre vergangen.

„Ich habe mein Wort nicht vergessen“, sagte er. „Ich auch nicht, Herr König.“

Was folgte, war weniger eine Zeremonie als ein Befehl, in feierliche Form gegossen: Die Bauarbeiten sollten sofort und mit voller Kraft wieder aufgenommen werden, mit königlichem Geld, königlichen Handwerkern, königlicher Ungeduld. Und vor den versammelten Männern, vor Holger, dessen Augen feucht wurden, vor Kuno und Gertrud, setzte Heinrich Eberhard von Hagen zum Bauleiter der Turmburg ein.

„Du kennst jeden Stein besser als jeder Baumeister, den ich aus Mainz holen könnte“, sagte der König. „Vollende, was dein Vater begonnen hat.“

Am Abend, als die Feuer brannten und der Met in den Krügen kreiste, fand sich Eberhard neben Gertrud wieder, die ihm mit unverhohlenem Interesse Fragen über jeden Winkel der halbfertigen Burg stellte. Sie war klug, spöttisch und furchtlos genug, einen frisch ernannten Bauleiter mit ihren Fragen ins Schwitzen zu bringen. Es sollte nicht der letzte Abend sein, den sie so verbrachten. Ein Jahr später, im Sommer 1067, feierten sie Hochzeit unter den halbfertigen Mauern des Wohnturms, während oben auf dem Gerüst die Maurer weiterarbeiteten, als könnten sie es selbst nicht glauben, dass die Burg endlich wuchs.

VI. Fürsten und Feinde (1070)

Die Jahre, die folgten, brachten dem Wildbann Dreieich Frieden und dem Reich Krieg. Während in Hagen der Turm Stein um Stein in die Höhe wuchs, kämpfte König Heinrich im Norden um die eigene Macht. Der sächsische Adel widersetzte sich ihm, allen voran der mächtige Otto von Nordheim, und was als Streit um Burgen und Rechte begann, wurde zu einem erbitterten Ringen, das sich über Jahre hinziehen sollte.

Von alledem hörte man im Hagen nur Gerüchte, getragen von Boten und Händlern. Eberhard, mittlerweile Herr über eine wachsende Burgschaft, wusste: Je mehr sein König im Norden zu kämpfen hatte, desto weniger Zeit blieb ihm für den Wildbann. Und doch — wenn Heinrich kam, und er kam noch immer, wenn auch seltener, dann suchte er stets zuerst die Gesellschaft seines alten Freundes, ehe er sich den Staatsgeschäften zuwandte.

VII. Die Grenzen des Bannes (1072)

Als Heinrich im Jahr 1072 wieder in den Hagen kam, war die Burg fast vollendet. Mächtig erhob sich der Wohnturm über den Baumwipfeln, und wo einst ein umgestürzter Kran im Schlamm gelegen hatte, standen nun feste Mauern.

Der König und sein Dienstmann saßen lange zusammen — nicht mehr als Kinder auf einem Quaderstein, sondern als Männer, die gemeinsam ein Werk vollbracht hatten. Sie zogen die Grenzen des Wildbanns mit der Genauigkeit von Landvermessern: von der Mainmündung über die Nidda nach Vilbel, weiter zum Main, den Fluss entlang bis Aschaffenburg, quer durch den Odenwald über den Otzberg zum Rhein bei Stockstadt, und zurück zur Mainmündung. Auf der Mainbrücke von

Aschaffenburg ließ Heinrich ein Kreuz auf einem kunstvollen Sockelstein errichten — ein steinernes Siegel über einem Land, das nun ihm allein gehörte.

Sie legten fest, was das Gesetz des Waldes fortan sein sollte: das alleinige Jagdrecht des Königs, eine streng eingeschränkte Waldnutzung, sechsunddreißig Huben mit ihren Hühnern, die Forsthäuser bereit für königliche Jagdausflüge. Und sie legten die Strafen fest, hart wie der Stein, aus dem die Burg gemauert war: Wilddieberei, Holzfrevel, Brandstiftung — die Hand des Täters. Geringere Vergehen — Geld- oder Naturalabgaben. Ziegen und Schafe durften den Wald nur am Rand streifen, Fischerei war gänzlich verboten. Weiße Bracken sollten fortan in der Burg gehalten werden, als königliche Jagdhunde, und die Regeln des jährlichen Maigerichts in Langen wurden aufs Neue bekräftigt.

Am folgenden Tag ritten die beiden Männer zur Entspannung den Hengstbach entlang, hinüber nach Sprendlingen, wo gerade die alte Holzkirche abgerissen wurde, um einer steinernen zu weichen. Als sie ankamen, waren Arbeiter im Begriff, den alten Altarstein zu zerschlagen — einen römischen Grabstein, der seit unvordenklichen Zeiten als Altar gedient hatte, nun aber wegen seines heidnischen Ursprungs nicht in den Neubau übernommen werden sollte.

„Haltet ein!“, rief Heinrich, noch ehe der erste Hammerschlag den Stein spaltete.

So wurde der Stein gerettet, zur Burgbaustelle gebracht und auf ausdrücklichen Befehl des Königs hoch oben in die Wand des Wohnturms eingemauert — ein heidnisches Relikt, das fortan über einer christlichen Burg wachte, ein stilles Zeugnis dafür, dass nicht alles Alte dem Neuen weichen musste.

Kurz vor seiner Weiterreise erhob König Heinrich Eberhard von Hagen in einer feierlichen Zeremonie zum ersten Vogt des Wildbanns Dreieich. Holger, der die Zeremonie mit ansah, gestützt auf seinen Stock, weinte offen, und niemand nahm es ihm übel.

VIII. Sachsen, Bann und Geiseln (1073–1075)

Die Ruhe währte nicht lange. Im Jahr 1073 brach der Sachsenaufstand offen aus. Die Sachsen belagerten den König auf der Harzburg, und nur mit knapper Not gelang ihm die Flucht vor seinen erbitterten Gegnern. Im selben Jahr wurde in Rom ein neuer Papst gewählt: Gregor VII., ein Mann von unbeugsamem Willen, der die Kirche von jeder weltlichen Einmischung befreien wollte.

1074 brachte der Friede von Gerstungen eine trügerische Ruhe. Der Konflikt schwelte weiter unter der Oberfläche wie Glut unter Asche, und im Jahr darauf entlud er sich erneut: In der Schlacht an der Unstrut besiegte Heinrich die Sachsen entscheidend. Markgraf Lothar Udo II. und die Witwe des verstorbenen Markgrafen Dedo I. mussten ihre Söhne als Geiseln stellen — zwei Knaben von kaum sechs Jahren, ein Faustpfand, um sich der Treue der sächsischen Markgrafen zu versichern.

Heinrich ließ die beiden Kinder in die inzwischen fertiggestellte Burg Hagen bringen, in die Obhut seines ältesten und getreuesten Freundes.

„Behandle sie gut, Eberhard“, sagte er, als er ihm die Knaben übergab. „Sie sind Geiseln, keine Gefangenen. Ich will keine verängstigten Kinder, ich will die Treue ihrer Eltern.“

Eberhard nickte. Gertrud, mittlerweile selbst Mutter zweier Söhne, nahm sich der beiden sächsischen Kinder mit einer Fürsorge an, die weit über den königlichen Befehl hinausging.

IX. Die Flucht der Geiseln (1076)

Es war ein warmer Herbsttag, als Eberhard mit seiner Jagdgesellschaft in den Wald aufbrach — die beiden jungen Geiseln blieben, wie üblich, unter der Aufsicht der Burgwache zurück. Nördlich von Sprendlingen setzte man einem kapitalen Hirsch nach, ein Tier von solcher Kraft und List, dass es die Jäger stundenlang durch Dickicht und Bachtäler führte. In einem Augenblick, den später niemand vergessen sollte, sprang der Hirsch mit letzter Kraft auf einen vorbeifahrenden Heuwagen, verharrte dort eine zeitlang wie ein Trugbild, und sprang auf der anderen Seite wieder herab, ehe er im Unterholz verschwand.

Die Jäger, verblüfft und belustigt zugleich, verbrachten mehr Zeit mit dem Disput über das seltsame Schauspiel, als es die Klugheit geraten hätte. Erst spät, viel später als geplant, kehrten sie zur Burg zurück.

Der Anblick, der sie dort erwartete, ließ Eberhard das Blut in den Adern gefrieren: leere Kammern, fehlende Pferde, keine Spur von den beiden Knaben. Sie waren entkommen.

Sofort nahmen die Männer die Verfolgung auf, ritten die Nacht durch, bis nach Mainz — doch die Geiseln hatten einen zu großen Vorsprung. Als Eberhard, außer sich vor Zorn und Scham, endlich in die Stadt gelangte, waren die beiden Kinder bereits im Schutz des Mainzer Erzbischofs, unantastbar für jeden weltlichen Zugriff.

Die Nachricht erreichte König Heinrich in einem Augenblick, in dem er sie am wenigsten gebrauchen konnte. Erst kurz zuvor hatte Papst Gregor VII. im Februar den Kirchenbann über ihn verhängt — Heinrich war exkommuniziert, seine Untertanen von ihrem Treueeid entbunden. Ohne die Geiseln verlor er das letzte Druckmittel gegen die aufständischen sächsischen Markgrafen, in einem Machtkampf, der sich ohnehin schon gegen ihn zu wenden drohte.

Zum ersten Mal in ihrer langen Freundschaft sah Eberhard in den Augen seines Königs nicht Zorn, sondern etwas Kälteres: Enttäuschung. „Ich habe dir vertraut“, sagte Heinrich nur. „Ich weiß, Herr König. Und ich werde es wiedergutmachen, wenn es in meiner Macht steht.“

Er sollte bald Gelegenheit dazu bekommen.

X. Trebur, Oppenheim und der Weg nach Süden (1076)

Im Oktober desselben Jahres versammelten sich die oppositionellen deutschen Fürsten erneut in Trebur — an demselben Ort, an dem einst Kaiser Heinrich III. den Wildbann verkündet hatte. König Heinrich lagerte mit seinem verbliebenen Gefolge auf der gegenüberliegenden Rheinseite in Oppenheim, getrennt von den Verhandlungen durch nichts als einen Fluss und doch durch eine Kluft, die sich mit jedem Tag zu vertiefen schien.

Trotz seines Grolls über die entkommenen Geiseln vertraute Heinrich niemandem außer Eberhard die gefährliche Aufgabe an, mehrfach täglich als Bote zwischen den beiden Ufern zu pendeln — über den Rhein, zwischen einem König, der um sein Amt bangte, und Fürsten, die über sein Schicksal berieten.

Eberhard ruderte, ritt, wartete, ruderte zurück, Botschaft um Botschaft, Tag um Tag, ohne zu wissen, ob er am Ende einem entthronten oder einem geretteten König diente. In zähen Verhandlungen entging Heinrich schließlich der Absetzung — doch der Preis war hoch: Er musste sich verpflichten, sich bis zum Februar des folgenden Jahres vom Kirchenbann zu lösen, oder seine Krone endgültig zu verlieren.

Es blieb nur ein Weg. Heinrich beschloss, dem Papst, der sich bereits auf dem Weg nach Deutschland befand, entgegenzureisen — nach Italien, um vor ihm um Vergebung zu bitten, ehe die Frist verstrich.

Fast alle Berater, die ihn sonst begleitet hätten, waren selbst gebannt und durften nicht in seiner Nähe bleiben. So blieb nur Eberhard von Hagen übrig, der einzige, dem der König in diesem Winter noch vertraute — trotz allem, was geschehen war, oder vielleicht gerade deswegen.

Wenige Tage vor Weihnachten verließen sie Speyer in Richtung Burgund, denn die süddeutschen Fürsten verwehrten ihnen die direkte Durchreise durch ihre Länder. Mit ihnen reisten die Königin und der gemeinsame kleine Sohn. Nach dem Weihnachtsfest in Besançon, in einer Kälte, wie sie selbst die ältesten Männer im Gefolge nicht erlebt hatten, begannen sie die gefährliche Überquerung der Alpen.

XI. Der Aufstieg zum Mont Cenis

Der Pass lag unter einer Schneedecke, die alle Wege verschluckt hatte. Was im Sommer ein mühsamer, aber gangbarer Übergang war, wurde im Winter des Jahres 1077 zu einer Prüfung, die kaum einer für überlebar gehalten hätte.

Eberhard ritt neben der Sänfte der Königin, die den kleinen Prinzen fest an sich gedrückt hielt. Der Wind schnitt wie Messer, und die Pferde sanken bei jedem Schritt bis zu den Fesseln in den Schnee. Weiter oben, wo selbst die Pferde nicht mehr weiterkonnten, mussten Männer aus dem Gefolge die Königin und ihre Damen auf Ochsenhäuten den vereisten Hang hinablassen, während der König

selbst, zu Fuß, sich an einem Seil und den bloßen Händen den Berg hinaufkämpfte, immer wieder ausrutschend auf blankem Eis, immer wieder aufstehend.

Eberhard, der neben ihm ging, dachte an einen anderen Winterabend, vor sechzehn Jahren, an zwei Jungen auf einem Quaderstein an einer stillgelegten Baustelle, an ein Versprechen, das leichtfertig gegeben schien und das ihn nun hierhergeführt hatte, an die Spitze eines vereisten Alpenpasses, an der Seite eines Königs, der um sein Reich und seine Seele zugleich kämpfte.

„Wird der Papst dir vergeben?“, fragte Eberhard, seine Stimme kaum hörbar gegen den Wind. Heinrich blieb einen Moment stehen, blickte nach Süden, wo hinter Nebel und Schnee irgendwo Italien lag, und mit ihm Canossa und die Entscheidung über sein weiteres Leben.

„Ich weiß es nicht“, sagte er. „Aber ich weiß, dass ich es versuchen muss. Und ich bin froh, Eberhard, dass du es bist, der neben mir geht.“

Mehr wurde in diesem Augenblick nicht gesagt. Der Wind nahm die Worte mit sich den Berg hinab, dorthin, wo der Turm zu Hagen in der Dreieich und die Türme einer fernen Burg unter demselben Winterhimmel lagen wie der Pass, auf dem zwei Männer, einst zwei Kinder, gemeinsam weitergingen, Schritt für Schritt, dem Süden entgegen.

Hier endet diese Erzählung — an der Schwelle zu Canossa, wo Geschichte und Legende sich für immer verweben sollten. Was danach geschah, ist bekannt: Heinrich kniete vor der Burg im Schnee, bis Papst Gregor VII. den Bann von ihm nahm. Doch der Streit mit den Fürsten des Reiches war damit nicht beendet, sondern erst eröffnet. Über Eberhard von Hagen ist wenig mehr überliefert, als dass er dem König treu blieb und den Wildbann Dreieich zu einer festen Ordnung ausbaute, die Jahrhunderte überdauern sollte. Sein Sohn Konrad folgte ihm später als Wildbannvogt nach — ein Erbe, begonnen an einem Herbsttag des Jahres 1061, auf einem Quaderstein, zwischen zwei Jungen und einem Versprechen.